

„Et is dat Uptrecken woll wert“

Erinnerungen einer Seelzer Pastorentochter

*Erstmals veröffentlicht in Heft 4 der Seelzer Geschichtsblätter 1990,
redaktionelle Bearbeitung: Norbert Saul, Seelze 2020*

Johanne Habenicht wurde am 8. April 1840 in Dudensen bei Neustadt a. Rbge. geboren. Ihr Vater Hermann Habenicht (1798-1888) trat 1841 die Stelle als Pfarrer und Superintendent in Seelze an. 1869 wurde die Superintendentur Seelze aufgehoben, Hermann Habenicht blieb bis 1878 Seelzer Pfarrer und trat mit 80 Jahren in den Ruhestand. (Dies wurde möglich durch eine gerade erst 1873 gegründete Pfarr-Pensionskasse.)

Die von Johanne Steche in hohem Alter aufgeschriebenen Erinnerungen beziehen sich auf ihre ersten 18 Lebensjahre. Sie starb am 2. Juni 1920. Das Manuskript wurde 1990 freundlicherweise von Heinrich Munk, Stadthagen, zur Verfügung gestellt, ebenso Reproduktionen eines Portraitfotos der jungen Johanne Habenicht und einer Zeichnung von Adolph Hornemann.



*Blick von Westen durch den Seelzer Pfarrgarten zum Pfarrhaus, rechts dahinter schemenhaft das Küsterhaus, dahinter der Kirchturm, der seine heutige Spitze erst 1876 erhielt. Rechts der Giebel der Pfarrscheune. (Ausschnitt aus einer Zeichnung von Adolph Hornemann 1848)
Hier war Johanne Habenicht seit 1841 zuhause.*

„Et is dat Uptrecken woll wert!“ – Sie ist das Aufziehen wohl wert. Diese Zensur habe ich noch manchmal in meinem Leben gehört, besonders von meinem guten Vater, wenn er mit dem „Häns“, wie er mich nannte, zufrieden war.

Als Kleinkind mit knapper Not überlebt

Das „Uptrecken“ hat aber meiner armen Mutter recht viel Mühe und Sorge gemacht, denn kurz nachdem meine Eltern am 24. Juli 1841 von Dudensen nach Seelze zogen, wohin mein Vater als Superintendent berufen war, bin ich schwer erkrankt infolge epileptischer Krämpfe meiner Amme. Der Arzt hatte alle Hoffnung, mein Leben zu erhalten, aufgegeben, und sie haben alle auf das Ende gewartet. Aber: Unkraut vergeht nicht! Nachdem ich bis zum Gerippe abgemagert war, habe ich zum Erstaunen aller wieder angefangen, einige Tropfen Kuhmilch zu mir zu nehmen, und mit großer Mühe und unendlicher Geduld haben sie mich langsam herausgefüttert. Aber es soll sehr lange gedauert haben, bis ich ein einigermaßen präsentables Geschöpf geworden bin, und vielleicht haben die Folgen noch lange nachgehängt.

Ich soll ein sehr stilles, träumerisches Kind gewesen sein, „en oll gaud Schaag“⁽¹⁾ nannte mich deshalb unser altes Hausmädchen Dörtchen, und das bedeutete in allen Augen einen Lobspruch! Ich kann mich noch sehr deutlich darauf besinnen, wo und wann sie diesen Ausspruch tat, ich bin damals fünf Jahre alt gewesen. Sonst habe ich an meine ersten Lebensjahre wenig Erinnerungen, ich sehe nur noch einen Haufen gelben Sandes unter Mutters Stubenfenster aufgeschüttet, in dem ich unermüdlich spielte.

Mein Gefährte dabei war unser alter Hund Presto, ein schöner, gefleckter Hühnerhund, den ich zärtlich liebte. Später sind wir drei jüngsten Geschwister – denn auf mich folgten im Jahre 1844 meine Schwester Bertha und 1846 mein Bruder Theodor – von dem Maler Hornemann in einer hübschen Gruppe gezeichnet, und der Hund Presto bildet den Mittelpunkt dieses Bildes, ich muß damals sieben Jahre alt gewesen sein. Bald darauf starb Presto an Altersschwäche, er wurde auf unserem Hofe begraben, und ich besinne mich, daß ich täglich Blumen auf sein Grab legte und oft bitterlich geweint habe um meinen treuen Hund.



Die jüngsten Habenicht-Kinder im Pfarrgarten 1848. Von links: Bertha, Theodor und die siebenjährige Johanne mit dem geliebten Hund Presto. (Ausschnitt aus einer Zeichnung von Adolph Hornemann)

Der Viehstall²⁾ als Lieblingsort

Die Liebe zu Tieren ist überhaupt bei mir von klein auf in außergewöhnlich hohem Maße hervorgetreten und hat sich durch mein ganzes Leben erhalten. Besonders liebte ich unsere Pferde, zwei braune Dänen mit Namen Max und Liese. Stundenlang konnte ich im dämmerigen Stall allein sitzen und meinen Lieblingen zusehen, wenn sie an ihrem Hafer fraßen und an dem Heu zupftten. In dem großen Stall standen an der einen Seite gewöhnlich fünf Kühe – manchmal in einem Schlage daneben noch ein Kälbchen. Auf der anderen Seite waren die beiden Pferde. In der Ecke, unter einem kleinen Fenster, stand die Futterkiste; auf diese kletterte ich, baumelte mit den Füßen, sah, wie die Sonnenstrahlen schräg über die Köpfe der Kühe fielen, roch den schönen Stallgeruch und war glücklich. Noch heute könnte ich das Bild malen, so fest hat es sich eingepägt.

Außer Kühen und Pferden gab es natürlich noch allerlei Viehzeug: Hunde, Katzen, Hühner, Tauben, die lieben Schweinchen nicht zu vergessen. Letztere hatten im Garten hinter ihrem Stall einen eigenen Saupark und wurden dort von uns Kindern im Herbst reichlich mit unreifem Fallobst gefüttert.

Der große Pfarrgarten

Der sehr große Garten, der zu dem alten Seelzer Pfarrhaus gehörte, hatte zu beiden Seiten ausgedehnte Rasenflächen, auf denen eine Menge Obstbäume standen, allein über hundert Apfelbäume und außerdem noch viele Birnen, Zwetschen und Pflaumen. Das war wohl schön, aber wenn gute Obstjahre waren oft eine rechte Last, unter der meine liebe Mutter oft geseufzt hat – und wir Töchter, als wir erwachsen waren, mit ihr, denn alles sollte doch nutzbringend verwertet werden. Ganze Wagenladungen feiner Äpfel wurden auf den Markt nach Hannover gebracht, von Birnen und Zwetschen Mus und Saft gekocht und viel, sehr viel verschenkt. Das alles kostete viel Zeit und Kräfte.

Von meinen jüngeren Geschwistern habe ich aus der ersten Zeit merkwürdig wenig Erinnerungen, nur dunkel entsinne ich mich auf Theodors Taufe, die sehr festlich gefeiert wurde. Und davon ist mir eigentlich nur das Bild einer langen Tafel im Gedächtnis geblieben, an der viele fröhliche Menschen saßen, darunter ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart, der mich auf den Schoß nahm; und er sprach so laut, daß ich mich sehr fürchtete. Später habe ich erfahren, daß es der Regierungsrat Nauck war, der alte Landwehrmann aus dem Jahre 1813³⁾, ein sehr lieber Freund meiner Eltern und Theodors Pate. Sodann erinnere ich mich, daß man mir einen stark duftenden Veilchenkranz aufgesetzt hatte, und jedesmal, wenn ich im Frühjahr das erste Veilchen rieche, zieht schemenhaft das Bild der Taufgäste an mir vorüber, ein Beweis, wie sehr Gerüche die Erinnerung wachrufen.

Schulbesuch in Hannover und Leben in einer fremden Familie

Von meinen älteren Geschwistern habe ich bis zu meinem achten Lebensjahr auch wenig klare Vorstellungen behalten, da sie schon meist von Hause waren. Das ist ja die Schattenseite des sonst so schönen Landlebens, daß gute Schulen meist nicht am Orte sind und die Kinder deshalb früh das Elternhaus verlassen müssen. Meine ältesten Geschwister sind allerdings durch Hauslehrer und Gouvernanten unterrichtet worden, aber da ich im Alter allein stand – mein Bruder Karl war sechs Jahre älter als ich und längst fort, als ich schulpflichtig wurde – so konnten die Eltern für mich allein keine Lehrerin halten und nahmen daher für mich das Anerbieten von Tante Christiane Deicke in Hannover an, in ihr Haus zu kommen als Gefährtin ihrer einzigen Tochter Anna, die mit mir im gleichen Alter war. So bin ich denn zu Ostern 1848 in das alte Deickesche Patrizierhaus auf der Osterstraße gekommen, und zwar in die Pflege der guten alten Tante Jeanette, auch „Tante eine Treppe höher“ genannt, denn sie bewohnte die zweite Etage, während Familie Deicke in der ersten wohnte. Tante Christiane war die jüngste Schwester meiner Mutter, Tante Jeanette eine geborene Deicke. Beide Frauen waren Witwen, Onkel Deicke ist im Jahre 1847 gestorben, der Mann von Tante Jeanette schon viel früher, ich glaube, nach ganz kurzer Ehe. Im Deickeschen Hause waren drei Söhne und eine Tochter; als ich hinkam, war der älteste Sohn August 16 Jahre alt, der zweite, Karl, 13, Anna sieben und Hermann fünf Jahre. Tante Jeanette hatte keine Kinder.

Heimweh nach Seelze

In diesen Kreis trat ich dummes, verträumtes, ungeschicktes Landkind und wurde zunächst der Gegenstand der Neckereien der ältesten Söhne, besonders Augusts, der mich unbarmherzig „gebrettet“ hat, wie man das Hänseln in Hannover nannte. Anna Deicke war ein sehr kränkliches Kind, sie litt an einem Herzfehler, mußte außerordentlich geschont werden und vor jeder Aufregung gehütet, so daß mir zur Pflicht gemacht wurde, immer alles zu tun, was sie wollte. Naturgemäß kam ich bei meinem damals verschüchterten Wesen in eine recht gedrückte Stellung, fühlte mich sehr unglücklich und hatte jammervolles Heimweh nach Seelze, dem verlorenen Paradies meiner Kindheit. Wie aber zu der Zeit noch die Stellung der Kinder zu den Eltern war, hätte ich nie gewagt, ihnen meinen Schmerz zu klagen und sie zu bitten, mich wieder nach Hause zu holen. Auch der Tante gegenüber blieb ich stumm und weinte nur abends heiße Tränen in mein Kopfkissen. Es hieß, ich wäre krank, weil ich nicht vergnügt war, ich bekam Rhabarber und Magnesia zu schlucken und viel Walnußblätterttee zu trinken, der lustig machen sollte. Im übrigen ließ man mich unbeachtet.

In der Schule ging es mir auch anfangs schlecht. Ich kam in die zweitunterste Klasse. Die Anfangsgründe hatte ich in Seelze bei einem Kantor Otto notdürftig gelernt, aber ich war doch wohl noch zurück und nicht an richtiges Arbeiten gewöhnt. So blieb ich denn auf der letzten Bank³⁾, und die Lehrer klagten über meine Unaufmerksamkeit und mein verträumtes Wesen, wunderten sich aber, daß ich zwischendurch so auffallend kluge Antworten gab. Sehr naive Streiche soll ich anfangs oft gemacht und durch meine Aufsätze großes Vergnügen erregt haben. Von einem erzählte Tante Jeanette später. Es war uns die Aufgabe gestellt, nach dem bekannten Gedicht „vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“ eine ähnliche Geschichte zu erzählen,

aber von einem Tiere, und das sollte redend eingeführt werden. Der Anfang meines Aufsatzes lautete demgemäß folgendermaßen: „Ich, die Bärin, gebierte drei Junge“ – klingt doch ganz korrekt, nicht wahr? Ob man mich das Opus in der Form hat abliefern lassen, weiß ich nicht mehr.

Von den ersten Jahren in Hannover habe ich nur den Eindruck einer dumpfen, ungemütlichen Zeit behalten. Anna Deicke wurde immer kranker, sie wurde der größeren Nähe wegen ganz zu Tante Jeanette hinaufgebracht, die sie unermüdlich pflegte. Und ich kam dagegen hinunter in die erste Etage. Im Alter von zehn Jahren starb Anna, ich glaube, während ich in den Ferien in Seelze war, denn ich kann mich nicht entsinnen, von dem Begräbnis etwas gesehen zu haben. Ich hoffte, nun wieder nach Hause zu kommen, aber die Tanten wünschten mich zu behalten, gewissermaßen als Ersatz für Anna.

„Hannchen von Seelze“ wird zur Musterschülerin

Ich rückte nun auch wirklich in eine andere Stellung und wurde besonders von den Deickeschen Brüdern ganz als Schwester aufgenommen – in welchem Verhältnis ich auch bis zu ihrem Tode geblieben bin. Sie sind alle drei verhältnismäßig früh gestorben. Seit der Druck der kranken Gefährtin von mir genommen, lebte ich auf, was sich besonders überraschend in der Schule bemerkbar machte. Der Klassenlehrer war zur Tante gekommen und hatte gefragt, was eigentlich mit mir vorgegangen wäre, sie hätten noch nie an einem Kinde eine so wunderbare Veränderung erlebt. In ganz kurzer Zeit wurde ich eine der besten Schülerinnen, und als gleichzeitig die „Höhere Töchterschule“ unter Direktor Dieckmann entstand und ich dorthin übersiedelte, erhielt ich den ersten Platz in der Klasse, den ich von da an bis zu meinem Abgange aus der Selecta [wörtlich: Auswahl(klasse)] auch behauptet habe. Es entwickelte sich bei mir neben einem sehr guten Gedächtnis besonders die Fähigkeit, klar zu denken und sehr rasch die wichtigsten Punkte des Vortragenden und Erlernenen zu erfassen und in mir zu verarbeiten. Außerdem war ich darauf bedacht, meinen Platz nicht zu verlieren, ohne deshalb zu „streben“, und so wurde „Hannchen von Seelze“ – wie mich Direktor Dieckmann nannte – allgemach ein Liebling der Lehrer.

Endlich wieder im Grünen

Sehr gute und treue Freundinnen hatte ich auch gefunden – wenigstens in den letzten Schuljahren –, und so kam es, daß ich mich in den letzten Jahren in Hannover ganz wohl befand. Wesentlich trug dazu der Umstand bei, daß Tante Jeanette mit mir nach Annas Tod ganz nach dem Deickeschen Garten zog, einem dicht an der Eilenriede gelegenen Grundstück mit einem einfachen Gartenhäuschen, das aber für uns und ein Dienstmädchen ausreichte. Außerdem wohnte darin noch ein alter Gärtner mit seiner Frau, der den Garten herrlich instand hielt, und ich war glücklich, nun wieder Blumenduft und Vogelgesang um mich zu haben, und gewiß hat sich mein Gesundheitszustand dadurch sehr gebessert.

Ich hatte nun weite, einsame Schulwege, denn von unserm Garten, der dicht am „Neuen Haus“ lag [bei der heutigen Musikhochschule], bis zur Stadt, wo jetzt das Theater [heute Opernhaus] steht, war damals noch freies Feld, und ich ging im Sommer durch Kornfelder.⁵⁾ Das war wohl schön, aber im Winter war's böse, und einmal wäre ich bei einem furchtbaren Schneesturm abends um sechs Uhr beinahe verunglückt. Ich hatte mich völlig verirrt, vergeblich um Hilfe gerufen und mich endlich weinend auf einen Schneehaufen gesetzt, weil ich nicht mehr weiter konnte. Da fand mich ein Mann, brachte mich auf den rechten Weg und nach Hause. Unser alter Gärtner kam mir schon mit einer Laterne entgegen, und Tante Jea hatte sich furchtbar geängstigt. Seit der Zeit durfte ich abends nicht mehr allein gehen.

„Begegnung“ mit König Georg V.

Vor unserem Garten war ein enger Weg zwischen den Hecken, der im Sommer viel benutzt wurde, weil er am direktesten in den Wald führte, der fünfzig Schritt von unserm Haus begann. Auch der blinde König Georg [Georg V., letzter König von Hannover 1851-1866], der jeden Morgen, von seinem Adjutanten geführt, eine Promenade machte, kam oft dort vorbei. Eines

Morgens nun hatte ich mich verspätet und rannte blindlings aus der Gartentür, prallte aber im selben Augenblick an einen hochgewachsenen Mann. Aufblickend erkannte ich den König, der ein erschrecktes Gesicht machte. Der Adjutant sah mich wütend an, und ich jagte wie ein gescheuchtes Reh davon. In der Schule saß ich mit Herzklopfen. Jeden Augenblick erwartete ich, von Gendarmen abgeholt und zur Strafe gebracht zu werden, denn den König ausgerechnet anzurempeln erschien mir als ein furchtbares Verbrechen. Erst lange nachher habe ich mich entschließen können, diese „fürchterliche Geschichte“ meinen Schulfreundinnen anzuvertrauen.

Die wundervollen Ferien in Seelze

Aus meiner Schulzeit ließe sich noch vielerlei erzählen, manche hübsche Geschichte steht noch in meiner Erinnerung. Aber ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich mich so in Einzelheiten vertiefen. Erwähnen will ich nur noch die wundervollen Ferienzeiten, die ich natürlich immer in Seelze verlebte. Gewöhnlich kam Mutter am Tage des Schulschlusses mit unserem Wagen herein, und wenn dann abends die ehrwürdige Carozza [Kutsche] vor der Tür hielt und ich mich in die Ecke des Rücksitzes gedrückt hatte, dann war ich so selig, daß es mir jetzt noch ist, als wären das mit die glücklichsten Momente meines Lebens gewesen. Mitunter ging ich auch in Begleitung von Hermann Deicke zu Fuß nach Seelze, das nur zwei Stunden von Hannover entfernt lag. Der Weg führte über das schöne Herrenhausen durch Limmer und Ahlem und war für uns ein Hauptvergnügen, obwohl wir am Ende des langen Marsches auf der staubigen Chaussee gewöhnlich tüchtig müde waren. Wenn wir dann aber über den großen Seelzer Pfarrhof schritten, mein lieber Vater – der uns von seinem Fenster aus erblickt hatte – uns entgegenkam mit seinen freundlichen, strahlenden Augen und rief „Nun Häns, bist du wieder da?“, dann war alle Müdigkeit vergessen.

Leider dauerte die Glückseligkeit immer nur kurze Zeit, und nach meiner Rückkehr nach Hannover überfiel mich regelmäßig in den ersten Tagen das Heimweh und machte mich grenzenlos unglücklich, um so mehr, als ich es der Tante Jea nicht zeigen durfte. Ich glaube, mit so leidenschaftlicher Liebe, wie ich es getan habe, hängen nur die Kinder am Elternhause, die es früh verlassen müssen und es nur mit dem Herzen suchen als ihre wahre Heimat. Ich habe das wehe Gefühl während meiner ganzen Schulzeit nicht überwunden, daß ich nicht so voll als Seelzer Kind angesehen wurde und daß meine jüngeren Geschwister es besser hatten als ich. Sie freuten sich immer sehr, wenn ich kam, aber ich war doch eigentlich nur „zu Besuch“ da und nicht so eingewurzelt wie sie, und das empfand ich viel schmerzlicher als auch wohl meine Eltern gedacht haben, denn ich war sehr verschlossen und schämte mich, mein Gefühl zu äußern. Meine Schwester Bertha war in der Beziehung gerade das Gegenteil meines Wesens, sie glich in ihrer naiven Art sich auszusprechen meiner lebhaften Mutter, während ich meines Vaters Abneigung gegen Gefühlsäußerungen geerbt habe.

Nach der Schule wieder in Seelze

Als ich nach Beendigung meiner Schulzeit 1856 ganz nach Seelze zurückkehrte, habe ich lange Zeit gebraucht, bis ich ein Gefühl des Fremdseins überwinden lernte und mich wieder voll und ganz als Kind des Hauses empfand. Ich hatte das letzte Jahr die „Selecta“ der Höheren Mädchenschule besucht, der erste Anfang des späteren [Lehrerinnen-]Seminars. Uns wurde dort in etwas konzentrierter Form alles das vorgetragen, was zum Beruf der Gouvernante nötig war, und mit der Befähigung, eine solche Stellung anzunehmen, wurden wir entlassen. Direktor Dieckmann hat mir später wiederholt besonders empfehlenswerte Stellen angeboten, und ich war gerade im Begriff, mit 18 Jahren eine solche anzunehmen, als meine Schwester Agnes sich verlobte und ich dadurch zu Hause unentbehrlich wurde. Was wäre wohl aus mir geworden, hätte ich wirklich das Haus des Lord Fitz-Clarence in England betreten? Ich bewundere jetzt den Mut meiner Eltern, mit dem sie mir die Erlaubnis gaben, als so junges, unerfahrenes Ding in die Welt schutzlos hinauszuziehen. Gewiß habe ich Gott zu danken, daß er mir die dort unausbleiblichen Gefahren und Prüfungen erspart hat, aber – so töricht ist man in der Jugend – es wurde mir bitter schwer, die schon angenommene Stelle wieder aufzugeben!

Der große Seelzer Pfarrhaushalt

Der Übergang aus den mir zuletzt sehr liebgewordenen ernsten Studien in Hannover in die Prosa des Haushaltslernens wurde mir zunächst etwas sauer, aber mit der gewohnten Energie tauchte mich meine Mutter gleich gründlich darin unter. Es gab sehr viel Arbeit im Seelzer Pfarrhaus, und man war abends tüchtig müde, wenn man sein Tagewerk getan hatte.

Als ich Ostern 1856 nach Seelze zurückkehrte, fand ich einen großen Kreis Menschen dort vor. Außer den Eltern meine Schwester Agnes – damals 23 Jahre alt –, dann die jüngeren Geschwister Bertha und Theodor, die von einem vorzüglichen Hauslehrer, Herrn Rodde, unterrichtet wurden. Meine älteste Schwester Marie war ein Jahr nach ihrer Verheiratung mit Dr. Karl Soltmann in Berlin bei der Geburt des ersten Kindes gestorben. An ihre Stelle [als Ehefrau Soltmann] war im Jahre 1854 meine Schwester Helene getreten, die nun mit ihrer Stieftochter Anna und dem eigenen Söhnchen Hermann einen großen Teil des Sommers in Seelze zuzubringen pflegte. Mein Bruder Hermann war Dom-Candidat [Geistlicher beim Domkapitel] in Bremen, Bruder Carl seit Jahren in Amerika. Eine sehr liebe Hausgenossin war unsere alte Großmutter Brauns, damals 83 Jahre alt, und außerdem meines Vaters Schwester, Tante Rieke, die auch einen Teil des Jahres in Seelze lebte. Rechnet man noch drei Pensionairinnen, die Haushalt lernendermaßen sich dort aufhielten⁶⁾, und außerdem unaufhörlich Logierbesuch, so kann man begreifen, daß der Haushalt hinreichend groß war, zumal auch noch Landwirtschaft damit verbunden war. Die dem Seelzer Pfarrhause zugehörigen Ländereien an Feld, Wald und Wiesen hatten fast die Größe eines Vollmeierhofes⁷⁾ und waren leider seinerzeit nicht zu verpachten, da das ganze von-Hugosche Gut wegen Erbstreitigkeiten nicht selbst bewirtschaftet wurde, sondern auch verpachtet war und die Seelzer Bauern deshalb nicht auch noch das Land des Pfarrhofes gebrauchen konnten.

Ja, in der alten Provinz Calenberg war noch das Gesetz der Unteilbarkeit der Güter: Der älteste Sohn erbte den Hof, die anderen mußten einheiraten oder Knechte werden. Darum waren die Vollmeier meist reiche Leute, und das merkte man auch an ihrem ganzen Auftreten. Sie bildeten die „Bauernaristokratie“. Die Calenberger trugen in meiner Jugend noch die schöne Calenberger Tracht⁷⁾, die jetzt leider ganz abgekommen ist, und sprachen durchweg nur Plattdeutsch. Wir Kinder mußten mit den Bauern in ihrer Mundart reden, sonst hielten sie uns für hochmütig, sprachen wir aber Platt, so bedankten sie sich wohl, weil wir so „niederträchtig“ mit ihnen wären – d.h. herablassend!

Bei der Kirchenvisitation als Bauernmädchen verkleidet

Einer lustigen Geschichte erinnere ich mich noch. Die passierte, als ich gerade nach Seelze zurückgekehrt war. Es war nämlich Kirchenvisitation⁹⁾ angesagt, und da mein Vater Superintendent war, so kam der Herr General-Superintendent aus Hannover und außerdem sämtliche Prediger, die zu meines Vaters Inspection gehörten. Natürlich war nach Beendigung der geschäftlichen Angelegenheiten großes Mittagessen, bei dem es Sitte war, möglichst gut aufzutafeln. Mutter ließ gewöhnlich eine Kochfrau aus Hannover kommen, wir Töchter deckten und schmückten die Tafel. Das ging alles ganz schön, aber die Bedienung bei Tisch? Wir hatten damals gerade ein paar neue, sehr plumpe Dienstmädchen bekommen, die nur für den Stall paßten. Mutter war in Verzweiflung. Da kam Schwester Agnes auf den schlaunen Einfall, mich – die ich den Herren noch unbekannt war – und eine unserer niedlichen Pensionairinnen als Bauernmädchen zu verkleiden. Wir waren natürlich mit dem größten Vergnügen bereit, borgten uns von einer Bauerntochter den Sonntagsstaat, setzten die hübschen goldenen, so sehr kleidsamen Plittmützen¹⁰⁾ auf und trugen Speisen auf und wechselten Teller mit den ernsthaftesten Gesichtern von der Welt. Ich merkte wohl, daß der Herr Ober-Consistorialrat uns sehr aufmerksam betrachtete, und Mutter erzählte nachher, daß er gefragt habe: „Wo haben Sie nur die zwei reizenden Bauernmädchen her?“ Mutter hatte diese Frage geflissentlich überhört, indem sie sich schleunigst an ihren anderen Nachbarn gewandt hatte, aber später ist die Sache ruchbar geworden, und die Herren haben sich sehr darüber amüsiert.

Tagesablauf und Aufgaben im Pfarrhaushalt

Das Leben im Pfarrhaus war ein streng geregeltes. Aber dank der vielen jungen Elemente und des häufigen, oft sehr interessanten Besuchs sehr anregend und vergnügt. Mein Vater hatte viel Amtsgeschäfte und infolge der Superintendentur auch viel Schreibereien und hielt sich daher meist in seiner Stube auf. Er stand sehr früh auf; im Sommer um $\frac{1}{2}$ 6, im Winter um 6 Uhr brachte eine von uns Töchtern ihm den Kaffee, und er liebte es, dann ein Viertelstündchen mit uns zu plaudern, worauf wir uns immer sehr freuten, obwohl es Mühe kostete, den Schlaf so früh aus den Augen zu reiben. Mittags um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr wurde gegessen. Eine von uns Töchtern mußte kochen und dabei die Pensionairinnen anlernen. Wir hatten alle Arbeiten zu verrichten, besonders im Sommer, wo die Mägde mit auf dem Felde beschäftigt waren.

Die Hauptarbeit war die Milchwirtschaft, Butter und Käse machen. Dann das Zurichten des vielen selbstangebauten Gemüses. Für die Leute mußte mittags, wenn die Betglocke¹¹⁾ gezogen wurde, Punkt 12 Uhr das Essen auf dem Tisch stehen. Auch das hatten wir zu besorgen, ebenso abends für die Leute zu kochen, sie bekamen da stets Milchsuppe und hinterher Eierkuchen oder Kartoffelpuffer oder dergleichen.

Frühmorgens mußten wir auch die mächtigen Brotschnitten streichen, die der Knecht und die Mägde zum Frühstück mit aufs Feld bekamen. Das waren die Arbeiten derjenigen, die jeweils die „Küchenwache“ hatten. Andere hatten die „Caffeewache“, dazu gehörte besonders das Streichen der unendlich vielen dünnen Butterbrote und das Schneiden des selbstgebackenen Brotes. Einen Bäcker gab es nicht im Dorfe, ebensowenig einen Schlachter, es mußte also alles im Hause geschafft werden. Einmal in der Woche wurde Schwarzbrot, Weißbrot und Kuchen gebacken in unserm eigenen großen Back- und Waschhause mit den zwei riesigen Backöfen. Dort wurden auch im Winter die verschiedenen fetten Schweine geschlachtet und einige Hammel. Vom Talg der letzteren gossen wir noch selbst Lichte.



*Hermann Habenicht etwa
Ende der 1850er Jahre*

Im Sommer lebten wir nur von Schinken. Wir bekamen nämlich [am Thomastag, 21. Dezember] deren mehr als dreißig in frischem Zustande geliefert als Deputat von den Bauern, dazu eine drei Ellen lange Mettwurst. Viele junge Hähnchen erhielten wir auch und für die Leute Schwarzbrot und Korn. Das alles ist mit der Zeit durch Geldbeträge an die Pfarre abgelöst, aber bis zu meiner Verheiratung bestand die Sitte noch und machte uns viel Arbeit. Wenn dann noch große Wäsche war – nach alter Manier mit „Büken“ und Bleichen von vier Waschfrauen, die morgens um vier antraten –, und wir tüchtig mit zuzugreifen hatten, besonders beim Trocknen, Wäsche legen und Plätten, dann begreife ich jetzt selbst kaum, wie es möglich gewesen ist, die viele Arbeit zu bewältigen. Meine Mutter hatte aber ein herrliches Organisationstalent und sah überall selbst nach. Da füllte jeder nach Kräften seinen Posten aus, und wir lernten richtig, was arbeiten heißt.

Einen ganz charakteristischen Zug hat mein Vater in das tägliche Leben zu bringen gewußt. Sobald er nämlich bei uns war, mittags-nachmittags zum Caffe eine halbe Stunde und abends von 8 bis 10 Uhr, durfte kein Wort über wirtschaftliche oder sonstige häusliche Angelegenheiten fallen. Entweder wurde vorgelesen, und das regelmäßig abends, oder Vater schlug irgendein Thema vor – oft von der Zeitung angeregt – über Zeitgeschichte oder Politik oder wissenschaftliche Fragen, und verlangte von uns, daß wir uns mit ihm darüber unterhielten. Selbstverständlich nahm auch der Hauslehrer daran teil, und da

hieß es dann sich zusammennehmen und lernen, eine Meinung zu bilden und auszusprechen. Diese Art der Erziehung war von größtem Nutzen für uns, wie mir mein späteres Leben gezeigt hat, aber mit Bedauern mußte ich bald nach meiner Verheiratung entdecken, daß es kaum ein anderes Haus gab, in dem solche geistige Anregung und Nahrung im täglichen Familienkreise geboten wurde, und unter der Entbehrung des förderlichen Lebens im lieben Seelzer Pfarrhaus habe ich sehr gelitten.

Es ist also wohl natürlich, daß meine Mdchenjahre im teuren Elternhaus wie ein Ideal in der Erinnerung mir geblieben sind, verklärt von der innigsten Liebe zu den Eltern und Geschwistern, die nie durch einen Miton getrübt wurde. Die Anwesenheit der Pensionairinnen war wohl nicht immer ein Vergnügen, aber meist waren es liebenswürdige Mädchen, die bald mit schwärmerischer Liebe an meinen Eltern und besonders an meiner geistvollen Schwester Agnes hingen. Mir fiel die Aufgabe zu – dank meiner Ausbildung als Gouvernante –, mich auf Wunsch mit englischem oder französischem Unterricht zu befassen, besonders im Winter, aber viel Freude habe ich nicht davon gehabt, nur den Nutzen, selbst nicht ganz aus der Übung zu kommen.



*Links:
Johanne Habenicht 1857 im Alter von 17 Jahren*

Unten: Johannes Mutter Charlotte Habenicht in späteren Jahren (ca. 1890)



Ab und an wurde eine von uns Töchtern an Verwandte „verborgt“, so habe ich mit 17 Jahren eine sehr schöne Zeit verlebt in Berlin, Teplitz und Sagan als Reisebegleiterin meiner Tante Anna Hausmann geb. Soltmann, spätere Generalin Hausmann. Nach Berlin kamen wir öfter, wenn einmal meine liebe Schwester Helene der Hilfe bedurfte, auch bin ich mit Mutter längere Zeit in Bad Rehburg gewesen, bei welcher Gelegenheit wir viel mit Werner von Siemens [der aus dem nahen Lenthe stammte] und seiner Frau verkehrten.

Aussteuer mit der Hand genäht

So kam das Jahr 1859 heran, das große Veränderungen bringen sollte. Im Frühjahr verlobte sich Agnes mit Ernst Breul in Hannover, und schon im September sollte die Hochzeit sein. Die Aussteuer mußte nun schleunigst beschafft werden, Leinen und Drell von unserm eigenen Flachs, von den Mgden gesponnen und von Leuten im Dorf gewebt, lag in Mutters Truhe dazu aufgespeichert. Aber die Arbeit des Nhens blieb uns, und Nähmaschinen gab es noch nicht. Daher paßte es meiner Mutter gar nicht recht, daß ich zu Mitte Juni nach Leipzig war, wo mein Pflegebruder August Deicke seine Hochzeit feiern wollte mit Elisabeth Steche und darauf bestand, daß ich bei der Gelegenheit Brautjungfer sein mußte.

Brautjungfer in Leipzig – und eine schicksalhafte Begegnung

Das Versprechen war schon lange vorher gegeben, und so fuhr ich denn also ab, nicht eben sehr leichten Herzens, denn ich fürchtete mich etwas vor der mir ganz fremden Familie, von der ich eigentlich nur Augusts Braut kannte. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und befreundete mich sehr schnell mit den Schwestern Elisabeth und Hedwig Steche und auch mit den nach und nach eintreffenden Verwandten der Familie.

Am 21. Juni hieß es: „Heute abend kommt Bruder Otto von seiner Reise zurück, es ist gerade sein Geburtstag, und du mußt ihn von der Bahn abholen.“ Ahnungslos ging ich mit den Schwestern, die mir auf dem ganzen Weg vorschwärmten von ihrem „Lottchen“, und etwas neugierig stand ich mit am Coupee, um dieses Wunder von einem Bruder kennenzulernen. Da sprang er auch schon heraus, der schlanke, junge Bursche, braungebrannt, mit lustigen blauen Augen, die sich erstaunt auf die neue fremde Cousine richteten. Das war unser erstes Sehen. Wir ahnten beide nicht, welch ein bedeutsamer Augenblick es war.

Vierzehn Tage später waren wir Braut und Bräutigam, ein Vorgang, der sich mit so logischer Notwendigkeit vollzog, als wäre er in dem Schicksalsbuch uns urweltlich vorgeschrieben. Kein stürmisches Werben, kein leidenschaftliches Sehnen, ein ruhiges Neigen des Herzens zum Herzen. Als am 5. Juli Otto mit der Frage zu mir kam, ob ich die Seine werden wollte, schien mir das so natürlich, daß mir nicht einmal der Gedanke kam, ich könnte auch „nein“ sagen. Als ich in seine guten, treuen Augen sah, hatte ich das felsenfeste Gefühl des Vertrauens und des sicheren Geborgenseins in seiner Liebe, und nicht einen Augenblick in meinem ganzen späteren Leben hat mich dieses Vertrauen getäuscht.

Daß es mehr ein schwesterliches Gefühl war, das mich zu ihm zog, erkannte ich nicht, denn das Weib schlief noch völlig in mir. Erst als ich mich verlobt hatte, kam mir überhaupt mit Schrecken zum Bewußtsein, daß ich ihn nun auch heiraten mußte, und ich weiß, daß ich aus diesem Gefühl heraus gleich sagte: „Aber vor zwei Jahren gehe ich nicht fort von zu Hause“, welcher Bedingung mein Bräutigam lachend zustimmte.¹²⁾ Meine Eltern gaben mir schweren Herzens ihre Einwilligung zu der so raschen Verlobung mit einem ihnen ganz fremden Mann. Meine liebe Mutter hätte mich so gern noch behalten, nachdem eben erst die ältere Schwester sich verlobt hatte, aber das ist das Los der Mütter, ihre Töchter hergeben zu müssen, und die jungen Töchter haben zu der Zeit merkwürdigerweise gar keine Empfindungen davon, daß sie der Mutter Schmerz verursachen. Erst wenn sie später selbst eine Tochter hergeben müssen, begreifen sie, was das heißen will!

Als Verlobte zurück nach Seelze

Zwei Tage nach meiner Verlobung kehrte ich von Leipzig nach Seelze zurück. Acht Tage später kam der junge Otto Steche dorthin, und nachdem die Eltern ihn in all seiner Herzensgüte, Reinheit und Bescheidenheit erkannt hatten, nahmen sie ihn mit Freuden als ihren lieben Sohn auf. „Hannchen von Seelze“ war nun eine Braut und kam sich zunächst recht wunderlich vor in dieser neuen Würde, anfangs nur befangen von dem Zauber, geliebt zu sein, allmählich aber zu ernstem Nachdenken erwachend und damit den Kämpfen überantwortet, die in jeder tiefangelegten Mädchenseele der Verheiratung vorausgehen müssen. Wer zöge aber den Schleier fort von dem, was unter anscheinend glatter Oberfläche im tiefsten Innern wogt und wallt? Wer kann überhaupt den Zufall eines Menschenlebens beurteilen wollen nach dem, was sich an äußeren Schicksalen überblicken läßt? Geheimnisvoll in tiefster Verborgenheit entwickelt sich das eigentliche „Ich“; was dann in die Erscheinung tritt, sind immer nur Reflexe. Bei gereifter Erfahrung erkennt man, daß ernste Naturen im Grunde einsam sind und unverstanden bleiben werden. Aber in der Jugend sehnt man sich leidenschaftlich, ganz aufzugehen in einem anderen Ich und empfindet es als herbe Enttäuschung, als Unglück, wenn es nicht geschieht. Die wahre Religion ist es, die solche Schmerzen heilt und uns dahin führt, wo wir im Glauben und Lieben uns ganz verstanden fühlen. Aber der Weg, der zu dieser Erkenntnis leitet, ist oft steil und weit und geht an Abgründen vorüber – ihn zu finden ist der Inhalt des Menschenlebens.

So spreche ich jetzt als alte Frau. Damals, als 18jähriges Mädchen, machte ich die ersten mühsamen Schritte auf der Bahn selbständigen Denkens und Handelns und begann meine Kräfte zu prüfen und meine Ziele zu stecken. Das Ziel aber, dem ich nachstrebte, bildete sich allmählich in dem klaren Gedanken aus: „Glücklich machen, heißt glücklich sein.“

- 1) Die Bedeutung des plattdeutschen Ausdrucks ‚Schaag‘ war leider nicht zu klären.
- 2) Bis in die 1830er Jahre waren Rindvieh und Hühner noch im Pfarrhause untergebracht, das ursprünglich vorn im Giebel, wie andere Bauernhäuser auch, ein großes Dielentor hatte. 1836/37 wurde ein Stallgebäude errichtet, um im Hause mehr Wohnraum zu schaffen.
- 3) Landwehr: 1813 in Preußen aufgestellte bewaffnete Einheiten aus teils älteren Wehrfähigen im „Befreiungskrieg“ gegen die Napoleonische Armee.
- 4) Es gab bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine Schülerrangfolge, die sich in der Sitzordnung niederschlug: die besten Schüler saßen in der vordersten, der ersten Bank, die schlechtesten in der hintersten, der letzten.
- 5) Der Weg von Johanne Habenicht wird vermutlich dem Schiffgraben gefolgt sein. Der künstlich angelegte Wasserlauf wurde ab 1861 in unterirdische Rohre geleitet und fließt heute unter der Straße gleichen Namens.
- 6) Pensionairinnen: Mädchen, die nach der Schule „in Stellung“ gingen, gegen Kost und Logis und möglicherweise ein kleines Taschengeld unter Anleitung der Hausfrau Haushaltsführung lernten.
- 7) Zur Seelzer Pfarre gehörten mindestens 120 Morgen Land, das entspricht etwa 30 Hektar. Vollmeierhöfe waren die größten Bauernhöfe im Dorf.
- 8) Es ist umstritten, ob in Seelze und Umgebung zu jener Zeit tatsächlich eine „Calenberger Tracht“ getragen wurde. Damit soll aber die Erinnerung von Johanne Steche nicht in Zweifel gezogen werden.
- 9) Kirchenvisitation: regelmäßige Begutachtung der Pfarren; Ergebnisse, Bewertungen wurden in Visitationsprotokollen festgehalten.
- 10) Plittmütze: eine bestickte, mit Bändern geschmückte Haube.
- 11) Die „Betglocke“ mahnte ursprünglich dreimal täglich zum Gebet, rief aber landläufig um 11 Uhr auch die Leute von der Feldarbeit zu Mittag, sie hatten ja in der Regel keine Uhr. Ebenso wurde zum Feierabend geläutet.
- 12) Charlotte Habenicht schreibt in ihren Lebenserinnerungen: „Johannens Brautstand dauerte auf unseren Wunsch zwei Jahre, und erst am 22. Mai 1861 war die Hochzeit ...“ (Hermann und Charlotte Habenicht, Erinnerungen aus unserem Leben 1798-1892, Fotokopie im Stadtarchiv Seelze)